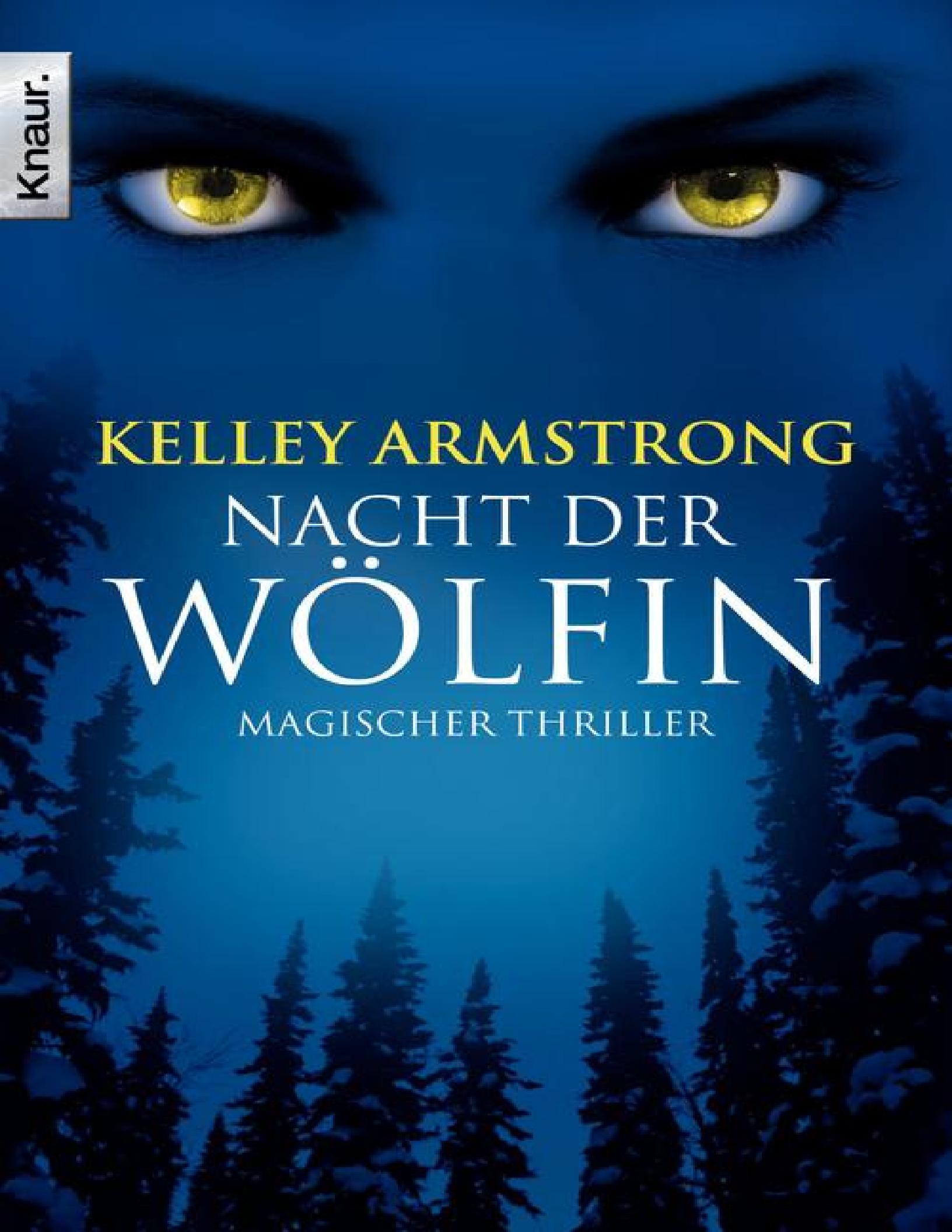


Knaur.



KELLEY ARMSTRONG  
NACHT DER  
**WÖLFIN**  
MAGISCHER THRILLER

Kelley Armstrong

# Die Nacht der Wölfin

## Roman

*Aus dem Amerikanischen von Christine Gaspard*

# Inhaltsübersicht

Widmung

Prolog

Menschenwelt

Appell

Verlorene Tochter

Treffen

Vermächtnis

Jagd

Schuld

Übergriff

Beutegreifer

Chaos

Kummer

Fährte

Zeitgleich

Misstrauen

Pirsch

Hinterhalt

Überzeugung

Gefangener

Umwege

Eindrücke

Rache  
Versprechen  
Landung  
Arrangement  
Turbulenz  
Feuerwerk  
Möglichkeiten  
Entdeckung  
Käfig  
Pläne  
Erwachen  
Regression  
Konfrontation  
Bereit

*Für Jeff,  
der immer daran geglaubt hat,  
dass ich es kann.*



# Prolog

Ich muss.

Ich habe die ganze Nacht dagegen angekämpft. Ich verliere. Der Kampf ist so aussichtslos wie der einer Frau, die das Einsetzen der Wehen spürt und feststellt, dass der Zeitpunkt für die Geburt ungünstig ist. Die Natur siegt. Die Natur siegt immer.

Es ist beinahe zwei Uhr morgens, zu spät für solche Albernheiten, und ich brauche den Schlaf. Vier Abende, die ich durchgearbeitet habe, um einen Termin einhalten zu können, haben mich ausgelaugt. Es macht keinen Unterschied. Die Haut an der Innenseite meiner Ellenbogen und Knie hat schon seit einer ganzen Weile geprickelt, und jetzt beginnt sie zu brennen. Mein Herz schlägt so schnell, dass ich nach Luft schnappen muss. Ich kneife die Augen zu und versuche die Empfindungen fortzuzwingen, aber sie bleiben.

Philip schläft neben mir. Er ist ein weiterer Grund, weshalb ich nicht gehen sollte, nicht schon wieder mitten in der Nacht fortschleichen und mit einem Schwall lahmer Entschuldigungen zurückkommen. Morgen wird er bis spät abends arbeiten. Wenn ich noch einen einzigen Tag warten könnte. Meine Schläfen beginnen zu pochen. Das Brennen auf der Haut breitet sich über Arme und Beine aus. Die Wut

bildet ein Knäuel in meinen Eingeweiden und droht zu explodieren.

Ich muss raus hier – mir bleibt nicht mehr viel Zeit.

Philip röhrt sich nicht, als ich aus dem Bett schlüpfe. Unter der Kommode liegt ein Haufen Kleider bereit, damit ich nicht riskieren muss, dass Schubladen und Schranktüren quietschen und knarren. Ich greife nach den Schlüsseln, schließe die Hand fest um sie, damit sie nicht klirren, schiebe vorsichtig die Tür auf und schleiche in den Flur hinaus.

Alles ist ruhig. Die Lichter wirken wie gedämpft, beeindruckt von der Leere. Als ich den Aufzug hole, beschwert er sich mit einem Knarren darüber, zu einer so gottverlassenen Zeit aufgestört zu werden. Im ersten Stock und im Foyer ist es ebenso leer. Leute, die es sich leisten können, so nah am Stadtzentrum von Toronto zu wohnen, liegen um diese Zeit behaglich im Bett.

Inzwischen tun mir die Beine nicht nur weh, sie jucken auch, und ich krümme die Zehen, um herauszufinden, ob das Jucken dann aufhört. Es hört nicht auf. Ich betrachte die Autoschlüssel in meiner Hand. Es ist zu spät, um an einen sicheren Ort zu fahren – das Jucken ist inzwischen zu einem scharfen Brennen geworden. Mit den Schlüsseln in der Tasche gehe ich auf die Straße hinaus und sehe mich nach einem ruhigen Ort für die Wandlung um. Im Gehen achte ich auf die Empfindungen in meinen Beinen und verfolge, wie sie sich über die Arme und den Nacken ausbreiten. Bald. Bald. Als die Kopfhaut zu prickeln

beginnt, weiß ich, dass ich jetzt so weit gegangen bin, wie ich kommen werde, und sehe mich nach einer geeigneten Hofeinfahrt um. Die Erste, die ich finde, ist schon von zwei Männern besetzt, die sich zusammen in den zerfetzten Karton eines Breitbildfernsehers gequetscht haben. Die Nächste ist leer. Ich gehe bis ganz ans Ende und ziehe mich hinter einer Barriere von Müllheimern hastig aus, verstecke die Kleider unter einer alten Zeitung. Dann beginne ich mit der Wandlung.

Meine Haut spannt sich. Das Gefühl wird stärker, und ich versuche den Schmerz aus meinen Gedanken auszusperren. Schmerz. Was für ein nichts sagendes Wort - Qual trifft es besser. Man bezeichnet das Gefühl, bei lebendigem Leib gehäutet zu werden, nicht als »schmerhaft«. Ich atme tief ein und konzentriere mich auf die Wandlung, lasse mich auf den Boden fallen, bevor es mich zusammenkrümmt und hinunterzwingt. Leicht ist es nie - vielleicht bin ich immer noch zu sehr Mensch. Während ich darum kämpfe, weiter klar zu denken, versuche ich für jede Phase gerüstet zu sein und meinen Körper rechtzeitig in die richtige Position zu bringen - den Kopf nach unten, auf alle viere, Arme und Beine gestreckt, Hände und Füße gekrümmkt, den Rücken gebogen. Die Beinmuskeln verknoten und verspannen sich. Ich keuche und mühe mich darum, mich zu entspannen. Schweiß bricht aus allen Poren und strömt über mich hin, aber die Muskeln geben endlich nach und entfalten sich. Als Nächstes kommen zehn Sekunden Hölle - es gab eine Zeit,

da hatte ich mir geschworen, ich würde lieber sterben, als das noch einmal zu ertragen. Dann ist es vorüber.

Verwandelt.

Ich strecke mich und blinzele. Wenn ich mich jetzt umsehe, hat die Welt eine Farbpalette angenommen, die das menschliche Auge nicht kennt, Schwarz- und Braun- und Grautöne mit feinen Abstufungen, die mein Gehirn immer noch in Blaus und Grüns und Rots übersetzt. Ich hebe die Schnauze und atme ein. Mit der Wandlung haben sich meine ohnehin wachen Sinne noch mehr geschärft. Ich fange die Gerüche von frischem Asphalt und faulenden Tomaten und Chrysanthementöpfen auf Fensterbrettern und tagealtem Schweiß und tausend anderen Dingen auf; sie mischen sich zu einem so überwältigenden Brodem, dass ich huste und den Kopf schüttele. Beim Umdrehen erhasche ich verzerrte Fragmente meines Spiegelbilds in einem verbeulten Mülleimer. Meine Augen starren mir ins Gesicht. Ich ziehe die Lippen zurück und fauche mich selbst an. Weiße Reißzähne blitzten auf dem Metall.

Ich bin ein Wolf, ein hundertdreißig Pfund schwerer Wolf mit hellblondem Pelz. Das Einzige, was mir an Menschlichem noch geblieben ist, sind die Augen; sie glitzern vor kalter Intelligenz und einer schwelenden Wildheit, die niemand jemals einem Tier zuordnen würde.

Ich sehe mich um, atme die Gerüche der Stadt ein. Ich bin nervös hier. Es ist zu eng, zu beengt; der Menschengeruch ist überall. Ich muss vorsichtig sein. Wenn jemand mich jetzt sieht, wird er mich für einen Hund

halten, einen großen Mischling, eine Kreuzung aus Husky und Labrador vielleicht. Aber selbst ein Hund kann die Leute erschrecken, wenn er meine Größe hat und frei herumläuft. Ich mache mich auf zum Ende der Gasse und suche mir meinen Weg durch die Eingeweide der Stadt.

Meine Gedanken sind wirr und trübe, verwirrt nicht durch die Verwandlung meiner äußeren Gestalt, sondern durch die Unnatürlichkeit meiner Umgebung. Ich habe die Orientierung verloren, und der erste Durchgang, in den ich einbiege, stellt sich als der heraus, den ich schon in menschlicher Gestalt ausprobiert habe, der mit den beiden Männern in dem ausgebliebenen Sony-Karton. Einer von ihnen ist inzwischen wach. Seine Finger zupfen an den Resten einer dreckverkrusteten Decke herum, als könnte er sie weit genug ausdehnen, um sich damit gegen die kalte Oktobernacht zu schützen. Er blickt auf und sieht mich, und seine Augen weiten sich. Er beginnt zurückzuweichen, dann hält er inne. Er sagt etwas. Er spricht in einem Singsang, dem übertrieben melodischen Tonfall, den die Leute kleinen Kindern und Tieren gegenüber verwenden. Wenn ich mich konzentrierte, könnte ich die Worte verstehen, aber dafür gibt es keinen Anlass. Ich weiß ohnehin, was er sagt, es ist irgendeine Variante von »braves Hundchen«, wieder und wieder mit unterschiedlicher Betonung. Die Hände hat er ausgestreckt, die Handflächen nach vorn, um mich abzuwehren, gesprochene Sprache gegen Körpersprache.

Bleib weg – braves Hundchen – bleib weg. Und dann wundern sich die Leute, warum Tiere sie nicht verstehen.

Ich kann die Verwahrlosung und den Verfall riechen, die von seinem Körper ausgehen. Er riecht nach Schwäche, wie ein alterndes Stück Wild, das an den Rand der Herde gedrängt wurde, ein gefundenes Fressen für Raubtiere. Wäre ich hungrig, würde er nach Abendessen riechen. Glücklicherweise bin ich noch nicht hungrig, also brauche ich mich nicht mit der Versuchung auseinander zu setzen, dem Zwiespalt, dem Ekel. Ich schnaube, und Dampf schießt aus meinen Nüstern, dann drehe ich mich um und renne zurück, den Durchgang wieder hinauf.

Weiter vorn liegt ein vietnamesisches Restaurant. Der Geruch nach Essen ist überall, er hat sich selbst in den Balken des Gebäudes festgesetzt. An einem rückwärtigen Anbau dreht sich langsam ein Abluftventilator; bei jeder Umdrehung schlägt eins der Blätter klickend gegen das Metallgehäuse. Darunter steht ein Fenster offen. Verblasste, mit Sonnenblumen bedruckte Vorhänge bauschen sich im Nachtwind. Drinnen höre ich Menschen, ein ganzes Zimmer voll Menschen, die im Schlaf grunzen und pfeifen. Ich will sie sehen. Ich will meine Schnauze durch das offene Fenster strecken und ins Innere schauen. Für einen Werwolf kann ein Zimmer voll schutzloser Leute eine Menge Spaß mit sich bringen.

Ich beginne näher zu schleichen, aber ein plötzliches Schnarren und Pfeifen lässt mich innehalten. Das Pfeifen wird leiser, dann wird es übertönt von der Stimme eines

Mannes, scharf, die Worte abgehackt wie Eiszapfen. Ich drehe den Kopf in beide Richtungen, mein Radar sucht nach der Geräuschquelle. Ich orte sie ein Stück weiter die Straße entlang. Ich lasse das Restaurant zurück und setze mich in Bewegung. Wir sind von Natur aus neugierig.

Er steht auf einem Dreierparkplatz, der weit hinten in eine schmale Lücke zwischen zwei Gebäuden gequetscht ist. Er hält sich ein Funkgerät ans Ohr und lehnt dabei mit einem Ellenbogen an einer Ziegelmauer, lässig, aber nicht wie ein Mann, der sich ausruht. Die Schulterhaltung ist entspannt. Sein Blick geht ins Leere. Er ist voller Selbstvertrauen, er glaubt daran, dass er jedes Recht hat, hier zu sein, und dass er von der Nacht nichts zu befürchten hat. Der Revolver, der an seinem Gürtel hängt, hilft wahrscheinlich. Er hört auf zu reden, drückt auf einen Knopf und schiebt das Gerät wieder in sein Futteral. Seine Augen gehen einmal über den Parkplatz hin, machen Inventur und finden nichts, was seine besondere Aufmerksamkeit erfordert. Dann macht er sich auf den Weg - tiefer hinein in das Gewirr von Gassen und Durchgängen. Dies könnte unterhaltsam werden. Ich folge ihm.

Meine Klauen klicken auf den Pflastersteinen. Er merkt es nicht. Ich lege etwas zu, schieße um Müllsäcke und leere Kartons herum. Schließlich bin ich ihm nahe genug. Er hört das gleichmäßige Klicken hinter sich und bleibt stehen. Ich verstecke mich hinter einem Müllcontainer und schaue vorsichtig um die Ecke. Er dreht sich um und späht in die

Dunkelheit. Nach einer kurzen Pause geht er weiter. Ich lasse ihm ein paar Schritte Vorsprung, bevor ich die Verfolgung wieder aufnehme. Als er sich diesmal umdreht, warte ich eine Sekunde länger, bevor ich in Deckung gehe. Er stößt einen gedämpften Fluch aus. Er hat etwas gesehen – eine plötzliche Bewegung, einen davonschießenden Schatten, irgend etwas. Seine rechte Hand gleitet zu der Waffe, streicht über das Metall und zieht sich zurück, als sei ihr Vorhandensein ihm Gewissheit genug. Er zögert, sieht in beiden Richtungen die Gasse entlang; ihm wird klar, dass er allein ist, und er weiß nicht genau, was er jetzt tun soll. Er murmelt etwas und geht weiter, etwas schneller diesmal.

Im Gehen blickt er immer wieder von einer Seite zur anderen – Wachsamkeit an der Schwelle zur Beunruhigung. Ich atme tief ein und fange nur flüchtige Spuren von Furcht auf, genug, um mein Herz hämmern zu machen, aber nicht genug, um die Erregung bis zu einem Punkt zu steigern, wo es keine Kontrolle mehr gibt. Für ein Beschattungsspiel ist er eine verlässliche Beute. Er wird nicht rennen. Ich kann die meisten meiner Instinkte unterdrücken. Ich kann ihn beschatten, ohne ihn zu töten. Ich kann die ersten Stiche des Hungers ertragen, ohne ihn zu töten. Ich kann zusehen, wie er die Waffe zieht, ohne ihn zu töten. Aber wenn er zu rennen beginnt, werde ich mich nicht mehr beherrschen können. Das ist eine Versuchung, der ich nicht widerstehen kann. Wenn er rennt, *werde* ich ihn jagen. Wenn ich jage, wird entweder er mich töten oder ich werde ihn töten.

Als er um die Ecke in eine andere Gasse einbiegt, entspannt er sich. Hinter ihm ist alles still geblieben. Ich schleiche mich aus meinem Versteck, verlagere mein Gewicht auf den hinteren Teil der Fußballen, um das Geräusch der Klauen zu dämpfen. Bald bin ich nur noch ein paar Schritte hinter ihm. Ich kann sein Rasierwasser riechen; es überdeckt beinahe den natürlichen Geruch eines langen Arbeitstages. Ich kann die weißen Socken zwischen seinen Schuhen und dem Saum der Hosenbeine aufblitzen und wieder verschwinden sehen. Ich kann seine Atemzüge hören, die etwas kürzeren Abstände verraten mir, dass er schneller geht als üblich. Ich schiebe mich weiter vor und komme ihm so nahe, dass ich springen könnte, wenn ich wollte, und ihn zu Boden schleudern, bevor er auch nur daran denken könnte, nach der Waffe zu greifen. Sein Kopf fährt hoch. Er weiß, dass ich da bin. Er weiß, dass *etwas* da ist. Ich frage mich, ob er sich umdrehen wird. Wagt er es, sich umzusehen, etwas entgegenzutreten, das er weder sehen noch hören, sondern nur spüren kann? Seine Hand gleitet wieder zu der Waffe, aber er dreht sich nicht um. Er geht schneller. Dann biegt er erneut ab in die Sicherheit der Straße.

Ich folge ihm bis zum Ende der Gasse und beobachte aus der Dunkelheit heraus. Er geht mit langen Schritten, die Schlüssel in der Hand, zu einem geparkten Wagen, schließt ihn auf und springt hinein. Der Motor heult auf, und das Auto löst sich mit kreischenden Reifen vom Bordstein. Ich

sehe den verschwindenden Rücklichtern nach und seufze. Spiel vorbei. Ich habe gewonnen.

Das hat Spaß gemacht, aber es war bei weitem nicht genug, um mich zufrieden zu stellen. Diese Hinterhöfe sind zu beengt. Mein Herz hämmert vor unverbrauchter Anspannung. Die Beine schmerzen vor angestauter Energie. Ich muss *rennen*.

Ein Windstoß bläst von Süden heran und bringt den scharfen, herben Duft des Ontario-Sees mit sich. Ich erwäge, zum Strand zu gehen, stelle mir vor, den Sandstreifen entlangzurennen, zu spüren, wie das eiskalte Wasser gegen meine Pfoten schlägt, aber es ist zu gefährlich. Wenn ich rennen will, muss ich bis zur Schlucht gehen. Es ist weit weg, aber ich habe wenig Auswahl, wenn ich mich nicht für den Rest der Nacht in nach Mensch riechenden Hofeinfahrten herumdrücken will. Ich wende mich nach Nordwesten und mache mich auf den Weg.

Fast eine halbe Stunde später stehe ich auf einer Hügelkuppe. Meine Nase zuckt; sie nimmt die Überreste eines verbotenen Laubfeuers wahr, das in einem Hof in der Nähe glimmt. Der Wind fährt durch meinen Pelz, kühl, beinahe kalt, belebend. Über mir donnert der Verkehr über eine Autobahnbrücke. Unten liegt meine Zuflucht, eine abgeschiedene Oase mitten in der Stadt. Ich mache einen Satz vorwärts, stoße mich ab. Endlich kann ich rennen.

Meine Beine haben ihren Rhythmus gefunden, bevor ich den Hang auch nur zur Hälfte hinter mir habe. Ich schließe eine Sekunde lang die Augen und spüre, wie der Wind über

meine Schnauze streicht. Das Aufschlagen meiner Pfoten auf der harten Erde lässt winzige Schmerzpfeile meine Beine hinaufschließen, aber sie geben mir das Gefühl, am Leben zu sein, wie ein abruptes Aufwachen nach einem überlangen Schlaf. Die Muskeln strecken und kontrahieren sich in vollkommener Harmonie. Jedes Strecken bringt einen leichten Schmerz und eine Explosion von körperlichem Wohlbefinden mit sich. Mein Körper dankt mir für die Bewegung und belohnt mich mit fast narkotischen Adrenalininstößen. Je länger ich renne, desto leichter fühle ich mich; die Schmerzen bleiben zurück, als berührten meine Pfoten den Boden nicht mehr. Noch während ich am Grund der Schlucht entlangjage, habe ich das Gefühl, bergab zu rennen, Energie zu gewinnen, statt sie abzugeben. Ich will rennen, bis alle Anspannung in meinem Körper davonfliegt und nichts als die Empfindungen des Augenblicks zurückbleiben. Ich könnte nicht innehalten, selbst wenn ich wollte. Aber ich will ja gar nicht.

Totes Laub prasselt unter meinen Pfoten. Irgendwo im Wald ruft leise eine Eule. Sie hat die Jagd hinter sich und ruht sich aus, zufrieden und ohne sich darum zu kümmern, wer von ihrer Anwesenheit weiß. Ein Kaninchen kommt aus einem Dickicht geschossen und hat meinen Weg schon halb gekreuzt, bevor es seinen Fehler bemerkte und zurückspringt ins Unterholz. Ich renne weiter. Mein Herz hämmert. Gegen meine ansteigende Körpertemperatur fühlt sich die Nachtluft eiskalt an; sie schneidet, als sie

durch die Nüstern in meine Lungen braust. Ich atme tief ein und genieße den Schock, als die Kälte auf meine Eingeweide trifft. Ich renne zu schnell, um etwas zu wittern. Geruchsfetzen flattern durch mein Hirn in einer wüsten Montage, die nach Freiheit riecht. Ich kann nicht widerstehen; irgendwann komme ich zum Stehen, werfe den Kopf zurück und heule. Die Musik ergießt sich aus meiner Brust, ein greifbarer Ausdruck reinster Lebensfreude. Sie hallt durch die Schlucht und steigt auf in den mondlosen Himmel, lässt alle und jeden wissen, dass ich hier bin. Mir gehört dieser Ort! Als ich fertig bin, lasse ich den Kopf sinken, keuchend vor Anstrengung. Ich stehe noch da und starre hinunter auf die verstreuten gelben und roten Ahornblätter, als ein Geräusch meine Versunkenheit durchbricht. Es ist ein Knurren, ein leises, drohendes Knurren. Es gibt einen Rivalen um meinen Thron.

Ich blicke auf und sehe einen gelbbraunen Hund ein paar Meter entfernt stehen. Nein, keinen Hund. Mein Hirn braucht eine Sekunde, aber schließlich erkenne ich das Tier. Ein Kojote. Ich brauche deshalb eine Sekunde, um ihn zu erkennen, weil er so unerwartet kommt. Ich habe zwar gehört, dass es in der Stadt Kojoten gibt, aber ich bin noch nie einem begegnet. Der Kojote ist ebenso verwirrt. Tiere können mich nicht einordnen. Sie riechen Mensch, sehen aber Wolf, und gerade wenn sie entschieden haben, dass ihre Nase ihnen einen Streich spielt, sehen sie mir in die Augen und sehen Mensch. Wenn ich Hunden begegne, greifen sie entweder an, oder sie ziehen den Schwanz ein

und rennen fort. Der Kojote tut keins von beiden. Er hebt die Schnauze und schnuppert, dann sträubt er das Fell und zieht die Lefzen zu einem lang gezogenen Knurren zurück. Er ist halb so groß wie ich und verdient nicht wirklich meine Aufmerksamkeit. Ich lasse es ihn mit einem trägen »Hau ab«-Knurren und einem Kopfschütteln wissen. Der Kojote röhrt sich nicht. Ich starre ihn an. Der Kojote bricht den Blickwechsel als Erster ab.

Ich schnaube, schüttele den Kopf und drehe mich langsam fort. Ich habe mich halb abgewandt, als ein Blitz aus braunem Pelz auf meine Schulter zuspringt. Ich tauche zur Seite, rolle aus dem Weg und komme wieder auf die Füße. Der Kojote faucht. Ich antworte mit einem ernsthaften Knurren, der Hundevariante von »jetzt gehst du mir wirklich auf die Nerven«. Der Kojote bleibt immer noch. Er sucht Streit. Gut.

Mein Pelz sträubt sich, mein Schwanz wird buschig. Ich ziehe den Kopf zwischen die Schultern und lege die Ohren flach an. Meine Lefzen ziehen sich zurück, und ich spüre das Knurren, das kitzelnd in meiner Kehle aufsteigt und in die Nacht hinausdringt. Der Kojote weicht nicht zurück. Ich kauere und bin bereit zum Sprung, als etwas mich hart an der Schulter trifft und mich aus dem Gleichgewicht bringt. Ich stolpere und drehe den Kopf nach dem Angreifer um. Ein zweiter Kojote, graubraun, hängt an meiner Schulter, die Zähne bis zum Knochen vergraben. Mit einem wütenden Brüllen bäume ich mich auf und werfe mich mit meinem ganzen Gewicht zur Seite.

Während ich den zweiten Kojoten abschüttete, machte der Erste einen Satz auf mein Gesicht zu. Ich ziehe den Kopf ein und erwische ihn an der Kehle, aber meine Zähne schließen sich über Pelz, nicht über Fleisch, und er zappelt sich frei. Er versucht weit genug zurückzuweichen, um einen zweiten Angriff zu unternehmen, aber ich springe ihn an und dränge ihn rückwärts gegen einen Baum. Er richtet sich auf und versucht mir auszuweichen, und ich schnappe nach seiner Kehle. Diesmal bekomme ich ihn zu fassen. Blut spritzt mir ins Maul, salzig und dick. Der zweite Kojote landet auf meinem Rücken. Meine Beine geben nach. Zähne graben sich in die lose Haut hinter meinem Schädel. Neuer Schmerz schießt durch mich hindurch. Ich konzentriere mich und halte die Kehle des ersten Kojoten fest. Ich verschaffe mir einen festen Stand, lasse einen Sekundenbruchteil los, eben lang genug, um den entscheidenden Biss und Ruck anzubringen. Als ich zurückweiche, sprüht mir Blut in die Augen und blendet mich. Mit einer schnellen Kopfbewegung nach der Seite reiße ich dem Kojoten die Kehle heraus. Sobald ich merke, dass er zusammensackt, schleudere ich ihn zur Seite, werfe mich auf den Boden und rolle. Der Kojote auf meinem Rücken kläfft überrascht und lässt los. Ich springe auf und drehe mich in der gleichen Bewegung um, um auch den zweiten Angreifer auszuschalten, aber er rappelt sich auf und taucht ins Unterholz ab. Ich sehe eben noch seinen Drahtbürstenschwanz, dann ist er verschwunden. Ich sehe mir den toten Kojoten an. Blut strömt aus seiner Kehle, und

die trockene Erde darunter saugt es gierig auf. Ein Zittern geht durch mich hindurch wie ein letztes Nachbeben befriedigten Verlangens. Ich schließe die Augen und schaudere. Nicht meine Schuld. Sie haben als Erste angegriffen. In der Schlucht ist es still geworden, wie ein Echo auf die Ruhe, die mich durchströmt. Nicht einmal eine Grille zirpt. Die Welt ist dunkel und still, sie schläft.

Ich versuche meine Verletzungen zu untersuchen und zu säubern, aber sie sind außer Reichweite. Ich strecke mich und spüre den Schmerzen nach. Zwei tiefe Bisse, beide bluten, aber nur so stark, dass sie mir den Pelz verkleben. Ich werde es überleben. Ich drehe mich um und mache mich auf den Rückweg.

In der Gasse verwandle ich mich zurück, ziehe mir hastig die Kleider über und schleiche mich hinaus auf den Gehweg wie ein Fixer, der sich beim Drücken im Schatten hat erwischen lassen. Jetzt ist es ein schales Gefühl, das mich erfüllt. Es sollte nicht so enden, schmutzig und verstohlen, umgeben vom Müll und Dreck der Stadt. Es sollte auf einer Waldlichtung enden, die Kleider in irgendeinem Gebüsch vergessen, nackt ausgestreckt, mit der kühlen Erde unter mir und dem Nachtwind, der meine bloße Haut kitzelt. Ich sollte im Gras einschlafen, zu erschöpft für jeden weiteren Gedanken, während nur der Nachgeschmack der Befriedigung noch wie eine Droge durch mein Hirn treibt. Und ich sollte dabei nicht allein sein. In Gedanken sehe ich die anderen ringsum im Gras liegen. Ich kann das vertraute Schnarchen hören, ein

gelegentliches Flüstern und Lachen. Ich kann warme Haut an meiner Haut spüren, einen nackten Fuß, der über meiner Wade liegt, zuckend in einer geträumten Bewegung. Ich kann sie riechen: ihren Duft, ihren Atem, gemischt mit dem Geruch vom Blut irgendeines Wildes, das bei der Jagd getötet wurde. Das Bild zerstiebt, und ich starre in ein Schaufenster und sehe nichts als mein eigenes Spiegelbild. Die Brust zieht sich mir zusammen vor Einsamkeit, so tief und so vollkommen, dass ich nicht mehr atmen kann.

Ich drehe mich um und schlage nach dem nächstbesten Gegenstand. Eine Straßenlaterne zittert und hallt wider unter dem Schlag. Schmerz schießt brennend meinen Arm entlang. Willkommen in der Wirklichkeit – bei der Wandlung in Hinterhöfen, der verstohlenen Rückkehr in meine Wohnung. Ich bin dazu verdammt, zwischen zwei Welten zu leben. Auf der einen Seite liegt die Normalität. Auf der anderen ist ein Ort, an dem ich sein kann, was ich bin, ohne Furcht vor Vergeltung, wo ich selbst Morde begehen könnte, und diejenigen um mich herum würden kaum mit der Wimper zucken, wo ich sogar dazu ermutigt würde, wenn es gälte, die Unversehrtheit dieser Welt zu schützen. Aber ich habe sie verlassen.

Als ich mich auf den Rückweg mache, versengt meine Wut bei jedem Schritt den Straßenbelag. Eine Frau, die sich unter einem Haufen schmutziger Decken zusammengerollt hat, späht ins Freie, als ich vorbeigehe, und zieht sich instinktiv wieder in ihr Nest zurück. Als ich

um die Ecke biege, treten zwei Männer auf die Straße hinaus und schätzen mein Beutepotenzial ab. Ich widerstehe der Versuchung, sie anzuknurren, aber nur mit Mühe. Ich gehe schneller, und offenbar kommen sie zu dem Schluss, dass ich die Jagd nicht wert bin. Ich sollte nicht hier sein. Ich sollte zu Hause im Bett liegen, nicht um vier Uhr morgens durch Toronto streifen. Keine normale Frau würde so etwas tun. Es ist nur ein weiteres Indiz dafür, dass ich nicht normal bin. Nicht normal. Ich blicke die dunkle Straße entlang, und ich kann einen Zettel an der Telefonkabine in fünfzehn Meter Entfernung lesen. Nicht normal. Ich fange den Geruch frischen Brotes aus einer Meilen entfernten Bäckerei auf, die gerade mit der Produktion beginnt. Nicht normal. Ich bleibe vor einem Ladenfenster stehen, greife nach einer der Eisenstangen, mit denen es vergittert ist, und spanne die Muskeln. Das Metall stöhnt in meiner Hand. Nicht normal. Nicht normal. Die Worte sind zu einem Singsang in meinem Kopf geworden; ich geißele mich mit ihnen. Die Wut wird nur noch größer.

Vor meiner Wohnungstür bleibe ich stehen und atme tief ein. Ich darf Philip nicht wecken. Und wenn es doch passiert, darf ich mich so nicht blicken lassen. Ich brauche keinen Spiegel, um zu wissen, wie ich aussehe: die Haut gespannt, das Gesicht gerötet, die Augen flammend von der Wut, die in letzter Zeit auf jede Wandlung zu folgen scheint. Ganz entschieden nicht normal.

Als ich die Wohnung schließlich betrete, höre ich seinen gleichmäßigen Atem im Schlafzimmer. Er schläft noch. Ich habe das Bad fast erreicht, als das Atemgeräusch ins Stocken gerät.

»Elena?« Seine Stimme ist ein schlaftrunkenes Krächzen.

»Geh nur schnell ins Bad.«

Ich versuche an der Tür vorbeizuschlüpfen, aber er hat sich aufgesetzt und späht kurzsichtig zu mir herüber. Er runzelt die Stirn.

»Angezogen?«, fragt er.

»Ich bin rausgegangen.«

Ein Augenblick des Schweigens. Er fährt sich mit einer Hand durch das dunkle Haar und seufzt. »Das ist doch gefährlich. Verdammt noch mal, Elena. Wir haben drüber geredet. Weck mich auf, und ich komme mit.«

»Ich muss aber allein sein. Zum Nachdenken.«

»Es ist gefährlich.«

»Ich weiß. Es tut mir Leid.«

Ich schleiche ins Bad und bleibe dort länger als nötig. Ich gebe vor, die Toilette zu benutzen, wasche mir die Hände mit genug Wasser, um einen Whirlpool zu füllen, und entdecke, dass einer meiner Fingernägel sorgfältig gefeilt werden muss. Als ich schließlich der Ansicht bin, dass Philip wieder eingeschlafen sein dürfte, gehe ich zum Schlafzimmer zurück. Die Nachttischlampe ist an. Er lehnt an seinem Kissen, die Brille auf der Nase. Ich zögere in der Tür. Ich kann mich nicht dazu überwinden, das Zimmer zu

betreten, zu ihm zu gehen und neben ihm ins Bett zu kriechen. Ich hasse mich selbst dafür, aber ich kann es nicht. Die Erinnerung an die Nacht ist noch gegenwärtig, und ich fühle mich fehl am Platz hier.

Als ich mich nicht von der Stelle röhre, schiebt Philip die Beine über die Bettkante und setzt sich auf.

»Ich wollte dich nicht anfahren«, sagt er. »Ich mache mir nur Sorgen. Ich weiß, dass du deine Freiheit brauchst, und ich versuche -«

Er bricht ab und reibt sich über den Mund. Die Worte schneiden durch mich hindurch. Ich weiß, dass er sie nicht als Vorwurf gemeint hat, aber sie sind einer, eine Erinnerung daran, dass ich dies hier gerade ruiniere, dass ich Glück habe, einen so geduldigen und verständnisvollen Menschen wie Philip gefunden zu haben, dass ich seine Geduld aber in einem mörderischen Tempo verschleiße, und ich scheine nichts dagegen tun zu können, als mich aus der Sache herauszuhalten und auf den endgültigen Zusammenbruch zu warten.

»Ich weiß, du brauchst deine Freiheit«, sagt er wieder. »Aber es muss doch eine andere Möglichkeit geben. Vielleicht könntest du frühmorgens ausgehen. Wenn dir nachts lieber ist, könnten wir runterfahren an den See. Du könntest spazieren gehen. Ich könnte im Auto sitzen bleiben und ein Auge auf dich haben. Vielleicht auch mitgehen. Zwanzig Schritte hinter dir oder so was.« Er bringt ein schiefes Lächeln zu Stande. »Vielleicht lieber doch nicht. Wahrscheinlich würde ich gleich von

irgendeinem Polizisten angehalten. Der Typ in mittleren Jahren, der hinter der jungen blonden Schönheit herpirscht.«

Er macht eine Pause und beugt sich dann vor. »Das ist dein Stichwort, Elena. Jetzt müsstest du mich eigentlich daran erinnern, dass man mit einundvierzig kein Typ in mittleren Jahren ist.«

»Wir finden schon eine Möglichkeit«, sage ich.

Natürlich werden wir keine finden. Ich muss im Schutz der Nacht rennen, und ich muss es allein tun. Kompromisse gibt es nicht.

Als er da auf der Bettkante sitzt und mich ansieht, weiß ich, dass wir keine Chance haben. Meine einzige Hoffnung ist, unsere Beziehung in jeder anderen Hinsicht so perfekt zu machen, dass Philip dieses eine unüberwindliche Problem ignorieren könnte. Der erste Schritt dazu sollte sein, zu ihm hinüberzugehen, neben ihm ins Bett zu kriechen, ihn zu küssen und ihm zu sagen, dass ich ihn liebe. Aber nicht heute Nacht. Heute Nacht bin ich etwas anderes, etwas, das er nicht kennt und nicht verstehen könnte. So will ich mich ihm nicht nähern.

»Ich bin nicht müde«, sage ich. »Ich kann genauso gut gleich aufbleiben. Willst du frühstücken?«

Er sieht mich an. Etwas an seinem Gesichtsausdruck bröckelt, und ich weiß, dass ich versagt habe – schon wieder. Aber er sagt nichts. Er zieht das Lächeln wieder an Ort und Stelle. »Gehen wir aus. Irgendwas in dieser Stadt muss so früh ja wohl offen sein. Wir fahren rum, bis wir's

gefunden haben. Trinken fünf Tassen Kaffee und sehen zu, wie die Sonne aufgeht. Okay?«

Ich nicke; auf meine Stimme will ich mich jetzt nicht verlassen.

»Du duschst zuerst?«, fragt er. »Sollen wir eine Münze werfen?«

»Geh du.«

Er küsst mich im Vorbeigehen auf die Wange. Ich warte, bis ich die Dusche höre, und gehe dann in die Küche.

Manchmal werde ich so hungrig.

# Menschenwelt

Ich stand eine Weile vor der Tür, bevor ich klingelte. Es war Muttertag, und ich stand mit einem Geschenk vor einer Tür, was ganz normal gewesen wäre, wenn es ein Geschenk für meine Mutter gewesen wäre. Aber meine Mutter war schon lange tot, und ich hatte zu keiner meiner Pflegemütter Kontakt gehalten und hätte nicht im Traum daran gedacht, ihnen Geschenke zu bringen. Das Geschenk war für Philips Mutter. Auch das wäre völlig normal gewesen, wenn Philip dabei gewesen wäre. Das aber war er nicht. Er hatte mich vor einer Stunde aus dem Büro angerufen, um mir mitzuteilen, dass er es nicht schaffen würde. Wollte ich allein gehen? Oder lieber auf ihn warten? Ich hatte mich fürs Gehen entschieden, und jetzt stand ich da und fragte mich, ob es die richtige Entscheidung gewesen war. Besuchte eine Frau am Muttertag die Mutter ihres Freundes, ohne dass besagter Freund dabei war? Vielleicht versuchte ich zu krampfhaft, alles richtig zu machen. Es wäre nicht das erste Mal.

Menschliche Regeln verwirrten mich. Dabei war es nicht so, als ob ich in einer Höhle aufgewachsen wäre. Bevor ich zum Werwolf wurde, hatte ich die grundlegenden Fertigkeiten gelernt: wie man ein Taxi besorgt, einen Aufzug bedient, ein Konto eröffnet - all die Kleinigkeiten

des menschlichen Alltagslebens. Problematisch wurde es, wenn ich mit Menschen direkt zu tun bekam. Meine Kindheit war einigermaßen verkorkst gewesen. Dann, an der Schwelle zum Erwachsenwerden, war ich gebissen worden, und die nächsten neun Jahre meines Lebens hatte ich mit anderen Werwölfen verbracht. Aber auch während dieser Jahre war ich aus der Welt der Menschen nicht ausgesperrt gewesen. Ich war wieder auf die Universität gegangen, war mit den anderen gereist, hatte sogar Jobs angenommen. Aber sie waren immer da gewesen, hatten mich unterstützt und beschützt und mir Gesellschaft geleistet. Ich hatte mich nicht allein zurechtfinden müssen. Es war nicht nötig gewesen, Freunde zu finden oder mich mit Liebhabern einzulassen oder mit Kollegen zum Mittagessen zu gehen. Also hatte ich nichts dergleichen getan. Im letzten Jahr, als ich mit den anderen gebrochen hatte und allein nach Toronto zurückgekehrt war, hatte ich geglaubt, mich einzugliedern würde das geringste meiner Probleme sein. Wie schwierig konnte derlei schon werden? Ich würde die in der Kindheit erlernten Grundkenntnisse nehmen, meine erwachsenen Umgangsformen und die Konversationskünste dazumischen, die ich bei den anderen abgeschaut hatte, dazu ein Schuss Vorsicht, und voilà – fertig wäre der neue Freundeskreis. Ha!

War es schon zu spät, um wieder zu gehen? Ich wollte gar nicht wieder gehen. Ich holte tief Luft und drückte auf den Klingelknopf. Sekunden später hörte ich von drinnen

schnelle Schritte. Dann öffnete eine rundgesichtige Frau die Tür, in deren braunem Haar sich das erste Grau zeigte.

»Elena!«, sagte Diane, während sie die Tür aufriss.  
»Mom, Elena ist da! Philip parkt wohl das Auto?  
Unglaublich, wie verstopft die Straße ist. Alle Welt ist unterwegs.«

»Also, Philip ist nicht ... eh ... mitgekommen. Er musste noch arbeiten, aber er kommt bald nach.«

»Arbeiten? An einem Sonntag? Mädchen, mit dem musst du mal ein Wörtchen reden.« Diane trat zur Seite. »Komm rein, komm rein. Die anderen sind alle da.«

Philips Mutter Anne erschien hinter seiner Schwester. Sie war winzig, reichte mir kaum bis zum Kinn, und sie trug das Haar in einem glatten grauen Pagenkopf.

»Du klingelst immer noch, Liebes?«, fragte sie, während sie nach oben griff, um mich zu umarmen. »Vertreter klingeln. Angehörige kommen einfach rein.«

»Philip kommt später«, erklärte Diane. »Arbeitet noch.«

Anne gab eine Art Knurren von sich und bat mich ins Haus. Philips Vater Larry war in der Küche und stibitzte Kuchen von einem Tablett.

»Das ist der Nachtisch, Dad«, sagte Anne und scheuchte ihn davon.

Larry begrüßte mich mit einer einseitigen Umarmung; in der anderen Hand hielt er noch ein Brownie. »Und wo -«

»Später«, sagte Diane. »Arbeitet. Komm ins Wohnzimmer, Elena. Mom hat unsere Nachbarn zum Mittagessen hergebeten. Sally und Juan.« Sie senkte die